

IN EIGENER SACHE

> **Macht und Pracht** lautete das diesjährige Motto des Tages des offenen Denkmals – und es war in der Tat prächtig, was die Heidelberger Veranstalter gestern den Besuchern geboten haben. In Bergheim berichtete der Restaurator über die Fassade des ehemaligen Elektrizitätswerkes. In Handschuhsheim wurden Führungen durch das Füllhalter-Museum, das Schlösschen und die Tiefburg angeboten, die Schutzgemeinschaft Heiligenberg präsentierte die Klostersruine St. Michael. Die Heiliggeistkirche und das Kurpfälzische Museum mit seiner Jupitergigantensäule, die alt-katholische Erlöserkirche, die Peterskirche und das Friedrich-Ebert-Haus konnten in der Altstadt besichtigt werden. In der Bahnstadt waren es der Tankturm, in Schlierbach die Gutleuthofkapelle und die Wolfsbrunnen-Anlage, in Ziegelhausen die Benediktinerabtei Stift Neuburg. Auf dieser Seite berichten wir über drei Höhepunkte: das Verbindungshaus der Studentenverbindung Corps Suevia, die Neuenheimer Landfriedvilla und eine Führung zu den Marktzeichen und Symbolen in der Altstadt. **hob**



Die „Villa Landfried“: Anina Strothmann (4. von links) führte durch das Haus und erzählte die Familiengeschichte ihrer Freundin Andrea Landfried (3. von links), die heute in derselben Straße wohnt – zur Miete. Foto: Andreas Hoene

„Landfried“ – ein Name der Stadtgeschichte

Führung durch die Villa der ehemaligen Tabakproduzenten in Neuenheim – Einer der Höhepunkte beim Tag des offenen Denkmals

Von Jonas Labrenz

Sie prägten die Stadt wie kaum eine andere Familie. Das erste Mal wurde der Name Landfried 1686 urkundlich in Heidelberg erwähnt – kurz bevor die Franzosen das Schloss zerstörten und die Stadt in Schutt und Asche legten. Johann Ludwig hieß der Spross einer hugenottischen Familie mit Vornamen. Sein Nachfahre Wilhelm baute 1926 die „Villa Landfried“ in der Albert-Ueberle-Straße in Neuenheim, deren Pforten am gestrigen „Tag des Denkmals“ für Besucher geöffnet wurden. Die Führungen machten nicht nur die Geschichte der Familie, sondern auch die Heidelbergs erlebbar.

Das über 500 Quadratmeter große Anwesen mit Ankleide-, Bügel- und Mädchenzimmer im Obergeschoss, einem „Kofferraum“ auf dem Dachboden und Wein-, Kartoffel- und Kohlekeller wird heute von vier Parteien bewohnt. Erst vor Kurzem wurde das Haus saniert und die Räume in Kinder-, Wohn- und Schlaf-

zimmer umgewidmet. Bis dahin lebte Klaus Landfried allein in der Villa. Er ist der Enkel des Erbauers und Vater von Andrea Landfried, die sich entschloss, die Villa der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Ihren Reichtum verdankten ihre Vorfahren dem Tabak. Viele alte Produktionsstätten werden heute anders genutzt, blieben jedoch im Gedächtnis der Heidelberger. „Die Geschichte der Landfrieds begann aber nicht mit dem Tabak, sondern mit dem Bier“,



So sieht es heute in der „Villa Landfried“ aus: Vor drei Jahren wurde das 1926 erbaute Anwesen saniert. Foto: Alexander Hoene

weißen Schwan“. Den Großteil ihrer Informationen hatte Strothmann in der Familienchronik gefunden, die Wilhelm Landfried 1910 verfasst hatte. Zum größten Teil ging es darin um das Geschäft mit dem Tabak, das noch 100 Jahre andauern

sollte. Wie die Familie die Stadt allerdings nicht nur durch Produktionsanlagen prägte, erzählte Strothmann ebenfalls mit viel Witz.

Auch „Pariser Hüte bester Qualität und neuesten Geschmacks“ gab es zu kaufen, zitierte die Gästeführerin aus der Erklärung, die Philipp Jacob Landfried zur Eröffnung seines Ladengeschäfts für Pfälzer Tabak abgab. Die Hüte hatten sich zwar nicht durchgesetzt, doch das Geschäft mit dem Genussmittel expandierte. Bald wurde selbst produziert, auch Zigarren wurden angeboten.

Die erste Fernspretleitung Heidelbergs wurde zwischen der Ölfabrik und dem Geschäftshaus der Landfrieds verlegt. Und noch bevor das erste Elektrizitätswerk ans Netz ging, versorgte die Tabakfabrik die Alte Universität beim 500-jährigen Jubiläum 1886 mit Strom. Große Überraschungen waren für die Gäste sonst selten: „Als Heidelberger ist einem der Name Landfried einfach ein Begriff“, kommentierte eine Besucherin später.

Reklame im Wandel der Zeit

Führung in der Altstadt

Von Karin Katzenberger-Ruf

Zu Städten gehören Märkte und Kaufleute, die um ihre Kundschaft werben. Zwischen Teufelsfratzen und Leuchtreklame an den Fassaden in der Altstadt bewegt sich die Führung, mit der Hans-Martin Mumm als Leiter des Geschichtsvereins und Thomas Apfel vom Amt für Denkmalschutz einen spannenden Bogen zwischen früher und heute schlagen.

In der Heidelberger Altstadt ist die Reklame für Geschäfte und Restaurants durch die „Werbeanlagensatzung“ geregelt, die dann noch durch die „Lufttraumsteuer“ getoppt wird. Interessant sind aber die Ausnahmen von diesen strengen Regelungen: So macht die „Altdeutsche Weinstube“ im hinteren Teil der Hauptstraße mit einem „Römer“ (so heißen die Weingläser mit dem stabilen Fuß) auf sich aufmerksam. Die 1951 installierte Leuchtreklame hat Bestandschutz, auch wenn es inzwischen ein zweites Schild mit dem Namen des neuen Restaurants gibt. Der Ritter am Eingang der „Kulturbrauerei“ in der Leyergasse ist im Grunde ebenfalls ein Reklameschild, stammt aber aus dem Jahr 1892, als auf dem Gelände die sogenannte „Ritterhalle“ entstand. Das Haus sei schon ewig eine Gaststätte, ist bei der Führung zu erfahren.

Manchmal geht es bei dem Rundgang aber auch um Begrifflichkeiten. Um herauszufinden, was es mit der Rede- und Ladenaufmachung auf sich hat, muss man nur die Heiliggeistkirche näher betrachten. Dort gibt es noch jene kleinen Läden, in denen die Waren sozusagen aus dem Fenster ge-
reicht werden – ein Brauch, der in früheren Zeiten in den meisten Gassen so üblich war. Über die Lädchen rund um die Kirche weiß Hans-Martin Mumm zu berichten: „Es gab eine Verordnung, dass dort keine schlamperten und unziemlichen Lieder gesungen werden durften. Außerdem mussten sie nachts verschlos-



Zeigte einst den Weg zur „Ritterhalle“ – der Ritter am Eingang der Kulturbrauerei. Foto: Kaz

sen bleiben, damit dort keine Unzucht getrieben werde.“ Die in Stein gehauene Brezel spielt rund um die Kirche ebenfalls eine Rolle – und zwar als Größenvergleich für das Laugengebäck vom Bäcker. Die Brezel aus Pflastersteinen dagegen, die vor der Bäckerei Gundel zu sehen ist, entstand nicht bei der Sanierung der Fußgängerzone, sondern stammt laut Mumm als „Marktzeichen“ vermutlich aus den 1930er Jahren. Der „rauchende Mohr“ als Reklameschild über einem Tabakladen ist vom Motiv her zwar ein Relikt aus der Kolonialzeit, wurde aber erst 1985 genehmigt und angebracht. Mumm findet dies unter geschichtlichen Aspekten in Ordnung, auch dass eine Mohren-Figur im Schaufenster sitzt.



Die Leuchtreklame an der Altdeutschen Weinstube gibt es seit 1951. Foto: Kaz

sen bleiben, damit dort keine Unzucht getrieben werde.“

Die in Stein gehauene Brezel spielt rund um die Kirche ebenfalls eine Rolle – und zwar als Größenvergleich für das Laugengebäck vom Bäcker. Die Brezel aus Pflastersteinen dagegen, die vor der Bäckerei Gundel zu sehen ist, entstand nicht bei der Sanierung der Fußgängerzone, sondern stammt laut Mumm als „Marktzeichen“ vermutlich aus den 1930er Jahren. Der „rauchende Mohr“ als Reklameschild über einem Tabakladen ist vom Motiv her zwar ein Relikt aus der Kolonialzeit, wurde aber erst 1985 genehmigt und angebracht. Mumm findet dies unter geschichtlichen Aspekten in Ordnung, auch dass eine Mohren-Figur im Schaufenster sitzt.

Die Inschrift „Kümmelspalterei“ auf der Fassade eines Hauses, in der sich mit dem „Club 1900“ die wohl älteste Diskothek der Stadt befindet, bedarf ebenfalls einer Erklärung. Demnach ist das Wort „Kümmelspalter“ für einen Geizkragen erstmals in einem Studentenlied aus dem Jahr 1880 nachweisbar. Diejenigen, die um 1920 das dortige Gasthaus „Neue Pfalz“ übernahmen, fanden den Namen wahrscheinlich witzig. Aber es gibt auch andere Beispiele. So zielt die Figur eines Erzbischofs aus dem 14. Jahrhundert die Fassade des legendären „Doctor Flotte“. Mit dem Kirchenmann soll einst eine Mainzer Brauerei für ihren Gerstensaft erworben haben.

„Eine alte Form des Netzwerkes“

Aktive und „Alte Herren“ führten durch das „Schwabenhaus“ der Studentenverbindung Corps Suevia

Von Jonas Labrenz

Eingeschworene Männerbünde, die seltsame Rituale pflegen und Frauen nur als schmückendes Beiwerk schätzen – die Liste der Vorurteile gegenüber Studentenverbindungen ist lang. Das „Schwabenhaus“ des Corps Suevia in der Klingenteichstraße 4, gleich hinter der Peterskirche, gewährte den Besuchern am „Tag des Denkmals“ einen seltenen Blick hinter die reich verzierte Fassade und ließ sie sich ein eigenes Bild vom Leben der Corpsstudenten machen.

Obwohl die Wurzeln der Verbindung bis ins Jahr 1810 zurückreichen, wurde das „Schwabenhaus“ erst 1905 von „Alten Herren“, wie die ehemaligen Studenten genannt werden, errichtet. „Man wollte auch etwas protzen“, erklärt Andreas Dehio in Anspielung auf das diesjährige Motto „Macht und Pracht“. Der 37-Jährige hat selbst drei Semester seiner Studentenzeit in dem Haus verbracht.



Interessiert begutachteten die Besucher beim Tag des offenen Denkmals die Details des „Schwabenhauses“. Foto: Alexander Hoene

In der „Kleinen Kneipe“, einem Raum, in dem die aktiven Mitglieder zusammenkommen, beginnt Dehio mit der Führung und wird bald mit Fragen gelöchert. Worin der Unterschied zwischen Burschenschaften und Corps bestehe, möchte ein Teilnehmer wissen. Und ob das der Laie auch erkennen könne? Das könne man so einfach nicht, antwortet der „Alte Herr“, doch der

Unterschied bestehe darin, dass Burschenschaften einen politischen Auftrag hätten. Die Suevia selbst sei weder politisch noch konfessionell oder national. Aber welche Rolle würden denn Frauen spielen, fragt eine Teilnehmerin. Schmückendes Beiwerk? „Das ist Quatsch“, so Dehio.

Auch die große Kneipe, die nächste Station der Führung, entlockt den Teilnehmern ein Staunen. Bälle und Feste werden hier gefeiert, es wird aber auch gefochten. Die Suevia ist eine schlagende Verbindung und erwartet zwei Mensuren von ihren Mitgliedern. Die Besucher sind etwas skeptisch, doch insgesamt sehr aufgeschlossen. „Es ist eigentlich eine alte Form des Netzwerkes“, findet Rebecca Ramirez. Die Räume hätten ihr gut gefallen, sagt dagegen Rahel Golub. „Bisher hatte ich keine Ambitionen, einer Verbindung beizutreten“, sagt sie. Und jetzt? „Immer noch nicht“, schmunzelt die 21-Jährige.



Die Leuchtreklame an der Altdeutschen Weinstube gibt es seit 1951. Foto: Kaz

sen bleiben, damit dort keine Unzucht getrieben werde.“

Die in Stein gehauene Brezel spielt rund um die Kirche ebenfalls eine Rolle – und zwar als Größenvergleich für das Laugengebäck vom Bäcker. Die Brezel aus Pflastersteinen dagegen, die vor der Bäckerei Gundel zu sehen ist, entstand nicht bei der Sanierung der Fußgängerzone, sondern stammt laut Mumm als „Marktzeichen“ vermutlich aus den 1930er Jahren. Der „rauchende Mohr“ als Reklameschild über einem Tabakladen ist vom Motiv her zwar ein Relikt aus der Kolonialzeit, wurde aber erst 1985 genehmigt und angebracht. Mumm findet dies unter geschichtlichen Aspekten in Ordnung, auch dass eine Mohren-Figur im Schaufenster sitzt.

Die Inschrift „Kümmelspalterei“ auf der Fassade eines Hauses, in der sich mit dem „Club 1900“ die wohl älteste Diskothek der Stadt befindet, bedarf ebenfalls einer Erklärung. Demnach ist das Wort „Kümmelspalter“ für einen Geizkragen erstmals in einem Studentenlied aus dem Jahr 1880 nachweisbar. Diejenigen, die um 1920 das dortige Gasthaus „Neue Pfalz“ übernahmen, fanden den Namen wahrscheinlich witzig. Aber es gibt auch andere Beispiele. So zielt die Figur eines Erzbischofs aus dem 14. Jahrhundert die Fassade des legendären „Doctor Flotte“. Mit dem Kirchenmann soll einst eine Mainzer Brauerei für ihren Gerstensaft erworben haben.

Gutes Essen ist ihr Geheimrezept für ein hohes Alter

Am Samstag feierte Maria Raape ihren 104. Geburtstag – Das Altenpflegeheim Lindenhof richtete ein Fest für die Jubilarin aus

Kaz. Sie ist die älteste Bewohnerin im Altenpflegeheim Lindenhof in Rohrbach und nun eine von drei 104-Jährigen Heidelbergerinnen: Am vergangenen Samstag feierte Maria Raape ihren 104. Geburtstag. In Vertretung von Oberbürgermeister Eckart Würzner gratulierte Stadtrat Werner Pfisterer und überreichte Blumen und Urkunde.

Die Jubilarin wuchs in der Gegend von Merseburg auf, wo sie am 9. September 1913 zur Welt gekommen war. Sie hatte viele Stiefgeschwister, da ihre Mutter ihren ersten Mann an einem Heiligabend durch einen tragischen Kutschenunfall verlor, später aber nochmals heiratete. Haushaltführung, Nähen, Kochen, das waren die Dinge, die Raape als junge Frau lernte. Von ihren Kochkünsten schwärmt



Maria Raape feierte am Samstag ihren 104. Geburtstag. Foto: Katzenberger-Ruf

ihre Tochter Christine heute noch. Maria Raape soll einmal gesagt haben, dass gutes Essen sicher auch der Grund für ihr hohes Alter sei.

Nach Heidelberg zog es sie, nachdem ihr eine Freundin eine Postkarte von der Stadt am Neckar geschickt hatte. Hier verlor sie auch ihr Herz: Auf der Neckarwiese lernte sie den Maler Heinrich Baus aus Handschuhsheim kennen, den sie 1935 heiratete. Danach lebte das Paar in Leipzig, wo auch die Tochter zur Welt kam. Leider hielt das Glück nur wenige Jahre, weil der Familienvater 1942 im Zweiten Weltkrieg an der Ostfront ums Leben kam. Durch dieses schwere Schicksal führte der Weg zurück zu den Schwiegereltern in Handschuhsheim, die dort das Gasthaus zur Großmarkthalle betrieben. Raape

heiratete 1952 zum zweiten Mal, ihr Mann verstarb allerdings noch im gleichen Jahr. Sie arbeitete als Telefonistin und als Hausdame im Hotel „Alt Heidelberg“.

Zeit lebens hat Maria Raape Pferde geliebt, da sie schon als Kind das Reiten gelernt hatte. Amüsiert erzählt ihre Tochter noch heute, dass ihre Mutter einmal in der Manege ihre Runden drehte – auf einem ungesattelten Pferd. Bei einer Zirkusvorstellung war für so viel Mut ein Preis von 100 Mark ausgesetzt worden. Maria Raape soll keinen Moment gezögert haben – obwohl sie damals schon über 70 Jahre alt war.

Im Lindenhof lebt Raape erst seit zwei Jahren. Ihren Geburtstag feierte sie mit der Familie. Bei allen Bewohnern ab 100 Jahren richtet das Heim das Fest aus.